

Profil zeigen?!

Von der ‚Zumutung‘, katholisch zu sein¹

Innerhalb der letzten 30 Jahre hat sich die „religiöse Landschaft“ in unserer Gesellschaft stark verändert. Wie so häufig, schlagen sich diese religionssoziologischen Veränderungen besonders deutlich und besonders früh im Alltag der Kindergärten, Kindertagesstätten und Grundschulen nieder, denn hier trifft sich „die ganze Welt“: Kinder, Eltern und oft auch Großeltern aus allen sozialen Schichten, Bildungsniveaus und Herkunftsn. Die Ausdifferenzierung der Herkunftsn geht einher mit einer erlebbaren religiösen Vielfalt, die binnen kurzer Zeit Alltag und Lebenswelt von Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen geprägt hat. Das stellt die ganze Gesellschaft, aber besonders Lehrer und Lehrerinnen vor neue Herausforderungen. Sie sehen sich mit einer Situation konfrontiert, in der sie ohne religionskundliches Grundwissen schlichtweg nicht zurechtkommen. Sie unterrichten Kinder verschiedener Herkunftsn, Kulturen und Religionen. Während die Klassen in den 1980er Jahren in der Regel einigermaßen homogen waren, was den religiösen Hintergrund der Schülerinnen und Schüler betrifft, treffen in heutigen Klassenräumen eine ganze Reihe verschiedener Religionen aufeinander. Während Religion vormals kein Konfliktpunkt war, weil entweder Einvernehmen über ihre Bedeutung im Alltag herrschte oder weil sie insgesamt nicht so wichtig genommen wurde, gibt es in unserer heutigen Lebenswelt ganz unter-

¹ Es handelt sich um die Schriftfassung des Vortrags, den ich am 22.10.2014 im Rahmen der Pädagogischen Woche 2014 am Tag der Lehrerinnen und Lehrer an Grund- und Förderschulen gehalten habe. Der Vortragsstil wurde weitgehend beibehalten.

schiedlich intensive Ausprägungen von Religiosität. Man kann von Religion nicht mehr absehen – zumindest nicht mehr von der Religion der anderen, die bisweilen selbstverständlicher, sichtbarer und überzeugter gelebt wird als die der „Alteingesessenen“. Zwar scheint das Gespräch über die eigene Religiosität immer stärker tabuisiert zu sein. Doch auf gesellschaftlicher Ebene sind die Zeiten, in denen Religion „kein Thema“ war, vorbei.

1. Religiöse Bildung und ihr pädagogischer Mehrwert

Das Interesse, sich in Schule und Gesellschaft mit Religion, besser: mit Religionen im Plural, zu beschäftigen, ist gegenwärtig oft ein dezidiert pädagogisches Interesse. Man will den Kindern gerecht werden, die Kinder ins Leben begleiten, die einem in der eigenen Klasse anvertraut sind: den *einzelnen* Schülerinnen und Schülern, von denen nur wenige „rheinisch-katholisch“ sein dürften, die statt dessen keiner oder einer anderen Religion angehören; aber auch der *Klasse als ganzer*: einer buntgemischten Gruppe von Kindern, die lernen sollen, einander wertschätzend und respektvoll zu begegnen. Damit das nicht allzu oberflächlich geschieht und auch kein gleichgültiges Nebeneinander wird, brauchen Schüler wie Lehrer religionskundliches Basiswissen. Das ist breiter Konsens und gut und richtig so. Der Bedarf ist offenkundig und die Fortbildungsangebote und Zertifikate, die man an den Lehrerausbildungsstätten erwerben kann, sind dankenswerter Weise viel besser und differenzierter als in früheren Zeiten.

Dass *religiöse* Kompetenz in diesem Sinne auf breiter gesellschaftlicher Ebene als *pädagogisches* Ziel und *pädagogischer* Bedarf mar-

kiert wird, ist allerdings überhaupt nicht selbstverständlich. Darin kommt nicht nur religionspolitische Sensibilität zum Ausdruck, sondern auch das Bewusstsein, dass die Frage nach Gott oder allgemeiner: die Suche nach Sinn zum Menschen dazu gehört, dass sie in der Erziehung von Kindern und Jugendlichen und deshalb auch in den Bildungsplänen der Länder eine Rolle spielen muss. Die Frage danach, woher wir kommen und wohin wir gehen, wozu wir da sind und wie wir unser Leben gestalten sollen – kurz: die Sinnfrage – ist eine grundmenschliche Frage. Man muss sie nicht religiös beantworten, aber man kommt um seiner selbst, um der eigenen Fragen willen, nicht umhin, sich mit religiösen Optionen wenigstens auseinanderzusetzen. Damit das gelingt, muss man die Gelegenheit bekommen, solche Optionen kennenzulernen, sie zu vergleichen und über sie ins Gespräch zu kommen. Religion ist *anthropologisch relevant*, weil die *Frage*, mit der sich Religion beschäftigt, zum Menschsein gehört. Dass wir das heute (wieder) entdecken und pädagogisch fruchtbar machen, ist rundweg positiv.

Das *Interesse* an Religion bezieht sich auf dieser Ebene vor allem auf die Ebene von *Information* und *Kenntnissen*. Auf dieser Sach- und Kenntnisebene geht es um Fragen wie diese: Welche Inhalte sind im Christentum wichtig? Welche Symbole kennt das Judentum? Welche Feste feiert man im Islam? Gibt es bestimmte Gebote oder Essensvorschriften? Welches Gebet ist zentral? Gibt es ein Glaubensbekenntnis? Wer war der Stifter dieser oder jener Religion? Wo leben Anhänger dieses Bekenntnisses?

Das *Motiv*, sich mit Religion zu beschäftigen, besteht hier besonders darin, das friedliche Zusammenleben einer buntgemischten Gesellschaft zu fördern, Vorurteile ab- und Wissen umeinander aufzubauen und natürlich der Gefahr von Fundamentalismen durch Aufklärung und Reflexion zu begegnen. Keine Frage: All das ist wichtig und für unsere Gesellschaft überlebensnotwendig. Aber es ist noch nicht alles. Denn dieses Interesse an religiöser Bildung, nämlich Information *über* Religion zu erwerben, und das *Motiv*, nämlich der gesellschaftliche Mehrwert, sind, wie man fachsprachlich sagen würde, „extrinsische“ Beweggründe, sich mit Religion zu beschäftigen. Religiöse Bildung kommt hier als Spielart kultureller Kompetenz in den Blick. Man thematisiert und analysiert Ausdrucksformen des Religiösen aus der Außenperspektive des Beobachters.

2. Wie lernt man Religion?

Die Entscheidung, Religion als Unterrichtsfach zu studieren, geht häufig auf konkrete Gespräche, Vorbilder und analytische Abwägen zurück. Staatsexamen und die Verleihung der *Missio canonica* besiegeln diese Entscheidung. Es ist ein Prozess, dessen Schritte man präzise datieren kann. Im Unterschied dazu ist die Genese der eigenen Religiosität in aller Regel diffuser. Glaube beginnt und wächst unausdrücklich; er kommt lang ohne bewusste Auseinandersetzung aus. Ausdrücklich wird der eigene Glaube erst später, dann, wenn er längst begonnen hat, im Leben eine Rolle zu spielen. Glaube wächst ähnlich wie eine Freundschaft oder das Vermögen, sich in der Muttersprache auszudrücken. Jemand ist einem irgendwie sympathisch, man lernt einander kennen, trifft sich, ver-

bringt Zeit miteinander. Nach und nach vertieft sich die Verbindung. Man kennt sich und man schätzt sich. Vieles bleibt unausgesprochen und das ist auch ganz gut so. Über eine Freundschaft zu sprechen, sie ausdrücklich zu befragen, womöglich zu hinterfragen, ist eher ein Krisenphänomen. Ähnlich unaufgeregt bildet sich die Muttersprache. Niemand erlernt sie mit Vokabelheft und Grammatikübungen. Man wächst hinein, weil die, in deren Obhut man lebt und die man liebt, diese Sprache sprechen, weil die eigene Identität von dieser Sprache aufgerufen und angesprochen wird. Die Satzbau- und Grammatikfehler, die Kleinkinder machen, wachsen sich fast von selbst aus, weil sie sich durch bloßes Zuhören an die richtigen Formen gewöhnen. Kinder lernen Worte und Wortspiele, Wortwitz und irgendwann sogar Poesie, indem sie immer tiefer in die Sprachwelt hineinwachsen, die ihre Umgebung prägt.

Ganz ähnlich wächst häufig der eigene Glaube. Die meisten Christen können das Vaterunser sprechen und das Kreuzzeichen machen, lange bevor sie auch nur ansatzweise um die Bedeutung der Worte oder der Geste wissen. Die, die später einmal Religionslehrerinnen und -lehrer wurden, konnten Lieder singen und eine gewisse Routine im Gottesdienstablauf entwickeln, lange bevor sie in der Lage waren, die verwendeten Metaphern, Symbole und Riten zu erklären. Sie sind „christliche Muttersprachler“ geworden. Und wie man bei der eigenen Sprache irgendwann auch Reflexion, Grammatik, gezielte Praxis, Entwicklung, kurz: Bildung, braucht (und im Deutschunterricht bekommt), wenn man nicht auf Kleinkindniveau bleiben will, so auch in religiösen Dingen. Intuitives Wissen und lebenspraktische Verankerung ist die eine – unverzichtbare – Seite

von Sprache genauso wie von Religion. Gezielte Bildung ist die andere Seite. Denn wir haben einen Kopf und sollten ihn in allen Dingen, die uns unbedingt angehen – und genau das meint ja, wie Paul Tillich sagte, „Religion“ –, auch benutzen. Die Bilder und Symbole, die narrativen Bezüge und die Liturgien unseres eigenen Bekenntnisses werden wir erst dann wirklich verstehen und anderen erklären können, wenn wir sie nicht nur gewohnheitsmäßig mit vollziehen, sondern uns auch kognitiv mit ihnen auseinandergesetzt haben: Wenn wir z.B. Begriffe, historische Kontexte und geistliche Tiefenschichten religiöser Vollzüge erlernt haben.

Hineinwachsen und Reflektieren: Beides ist wichtig, keine Seite kommt ohne die andere aus. Religiosität ohne religiöse Bildung wird dumm. Sie kann sogar gefährlich sein. Aber auch umgekehrt gilt: Religiöse Bildung, die nicht auf Religiosität zurückgreifen kann, fehlt die Wurzel. Wieder hilft der Vergleich mit dem Spracherwerb: Wer ohne muttersprachliche Ansprache aufwächst, also nicht die Möglichkeit erhält, in seine Muttersprache hineinzuwachsen, ist als Erwachsener keineswegs objektiver und freier in der Wahl seiner Lieblingssprache. Er bleibt stumm. Man hat seine Möglichkeit, sich als Mensch sprachlich zu äußern, im Keim erstickt.

Dieser Sachverhalt ist ein starkes Argument für die Taufe und religiöse Erziehung von Kindern, zumindest sofern sie in einer praktizierenden Familie aufwachsen. Oft hört man ja, man wolle das Kind nicht religiös bevormunden, sondern ihm die freie Entscheidung lassen, eine passende Religion zu wählen, wenn es alt genug ist. Deshalb taufe man es nicht in jungen Jahren, sondern lasse es oh-

ne religiöse Imprägnierung aufwachsen. Hier wird Religionsmündigkeit mit religiöser Neutralität verwechselt. Niemand käme auf die Idee, ein Kind ohne Muttersprache aufwachsen zu lassen, damit es mit 14 Jahren ohne Bevormundung „seine“ Sprache wählen kann. Wer in einem deutschen Sprachraum aufwächst, kann selbstverständlich nach Kanada auswandern und im Französischen firm werden, sogar das Deutsche mehr und mehr vergessen. Aber hätte er gar keine Muttersprache erlernt, wäre ihm jede Fremdsprache unzugänglich. Mündigkeit ist wie in allen, so auch in religiösen Dingen, die Fähigkeit, sich auf einer belastbaren Basis bewusst für oder gegen etwas entscheiden zu können, also die grundgesetzlich verbrieft negative und positive Religionsfreiheit in eigener Verantwortung füllen zu können. Religiöse Reife bedeutet, so frei zu sein, dass man gleichermaßen *frei von* Religion wie *frei für* Religion sein kann. Der zweite Teil wird oft vergessen. Solche religiöse Reife erwirbt man nicht automatisch mit dem 14. Lebensjahr, sondern dadurch, dass man existenziell und reflexiv die Chance bekommt, Religiosität kennenzulernen, wenn man also praktisch und theoretisch weiß und begründen kann, wofür oder wogegen man sich entscheidet. Dazu hilft konfessioneller Religionsunterricht. Wenn dieser Prozess außerdem in der Familie grundgelegt und unterstützt wird, umso besser.

3. Von der „Zumutung“, katholisch zu sein

Konfessioneller Religionsunterricht und katholische Schulen stehen vor der Herausforderung, beide Seiten kompetent zu verbinden und für Schülerinnen und Schüler fruchtbar zu machen: die Beobachterperspektive, die sich analytisch, reflexiv und diskursiv

mit religiösen Phänomenen auseinandersetzt, und die Beteiligtenperspektive, welche die konfessionelle Binnensicht als Lebensoption anbietet und erlebbar macht. Diese Verbindung von Innen und Außen, Beobachtung und Beteiligung, Reflexion und Hineinwachsen ist auf den verschiedenen Ebenen schulischer Wirklichkeit je neu durchzubuchstabieren.

(a) Die Lehrperson

Religionslehrerinnen und -lehrer verbinden beide Seiten, Kompetenz in der Außen- und Innensicht eines religiösen Bekenntnisses, religiöse Expertise und belastbare religiöse Erfahrung, in einer Person. Die deutschen Bischöfe sprechen in ihren Richtlinien zu Bildungsstandards für den katholischen Religionsunterricht in der Grundschule bzw. Primarstufe² von den Religionslehrern und -lehrerinnen als „Zeugen“. Das klingt für manchen etwas ungewohnt, bringt aber auf den Punkt, was gemeint ist. Ein Zeuge ist jemand, der *als Person* und nicht nur qua Amt für etwas steht, der bereit und in der Lage ist, Rede und Antwort zu stehen für das, was er bezeugt. Ein Zeuge ist ein authentischer Profi. Dazu kommt, dass ein Zeuge das, was er bezeugt, nicht selbst erfunden hat. Zeugen sind „Treuhand“. Sie sind gegenüber dem, wofür sie stehen, verantwortlich und im Zweifelsfall auch rechenschaftspflichtig. Wieder hilft der Vergleich mit dem Spracherwerb: Der Deutschlehrer ist im Idealfall Muttersprachler, wenigstens hat er über Jahre in dieser Sprache gelebt. Er erfindet keinen neuen Satzbau, keine neuen Wörter, sondern ist lebendiges Beispiel einer gelebten Sprache.

² Die deutschen Bischöfe, Nr. 86, 2006.

Zugleich ist er Profi: Er kann erklären, warum man so spricht, wie man spricht, und wieso eine bestimmte Satzkonstruktion falsch oder ein bestimmtes Wort fehl am Platze ist. Ein religiöser „Muttersprachler“ ist in diesem Sinne existenziell und intellektuell in seinem Bekenntnis zu Hause. Er weiß, wovon er spricht. Das bedeutet keineswegs, unkritisch zu sein. Nachplappern tun Papageien – Muttersprachler dagegen sind Virtuosen ihrer Sprache. Sie wissen um die Grenzen ihrer Ausdrucksfähigkeit. Gerade weil ein katholischer Muttersprachler in dem, wofür er in seiner Rolle als Religionslehrer steht, existenziell und intellektuell beheimatet ist, kann er Dinge besser einordnen und beurteilen als der Außenstehende, für den „katholisch“ eine Fremdsprache ist. Das ist immer so. Wer beteiligt ist, kann manches besser einschätzen und mit guten Gründen kritischer sehen als jemand, dem die Innenperspektive verschlossen ist. Zur Beteiligtenperspektive dessen, der professionell in Sachen Religion unterwegs ist, gehört wieder beides: gesättigte religiöse Erfahrung (Authentizität) und gepflegte religiöse Bildung (Professionalität). Einem solchen idealen katholischen Religionslehrer passiert es nicht, dass er sich im Buddhismus besser auskennt als im Christentum oder dass der Religionsunterricht aus inhaltlicher Verlegenheit oder existenzieller Abstinenz *des Lehrers* heraus zur Malstunde oder zum „Laberfach“ wird.

(b) Der konfessionelle Religionsunterricht

Konfessioneller Religionsunterricht darf und soll sich von vergleichender Religionskunde, von LER, von der Bremer „Bibelkunde“ und vom Hamburger „Religionsunterricht für alle“ unterscheiden. Formal liegt der Unterschied darin, dass man im konfessionellen

Religionsunterricht für die beteiligten Personen und für die Perspektive auf den Unterrichtsgegenstand Homogenität annimmt. Katholische Lehrer und katholische Schüler setzen sich mit der katholischen Perspektive auf Gott und die Welt auseinander. Unterrichtsziel ist dabei nicht, Schülerinnen und Schüler zu überzeugten Katholiken zu machen, sondern kraft der Möglichkeit, ein Bekenntnis von innen heraus zu reflektieren, ihre religiöse Mündigkeit zu fördern. Religiöse Mündigkeit – noch einmal – bedeutet nicht, eine Religion zu praktizieren, sondern ein religiös gebildeter Mensch zu sein und die Möglichkeit erlebt zu haben, Wurzeln in der eigenen Religion zu schlagen. Konfessioneller Religionsunterricht bietet jungen Menschen die Beteiligtenperspektive ihrer Konfession als Gegenstand der Auseinandersetzung und als Option für die eigene religiöse Identitätsbildung an. Das macht ihn besonders.

Das ist etwas ganz anderes als ein religiöser „Markt der Möglichkeiten“. Eine reflektierte religiöse Identität erwirbt man gerade nicht durch Religionshopping oder eine Schnitzeljagd durch Moscheen, Synagogen und Kirchen. Man kann Religion nicht wochenweise ausprobieren und man sollte Riten anderer Religionen auch nicht nachahmen. Eigene Identität und der Respekt vor der religiösen Identität anderer steht und fällt mit dem Bewusstsein der eigenen Rolle: Wo bin ich zu Hause und wo bin ich Gast? Wie begegne ich einem Gast in meinem eigenen Zuhause? Bin ich in der Lage, ihm die Familie vorzustellen und Zimmer und Gepflogenheiten zu erklären? Lasse ich ihm die Freiheit, Gast zu sein, oder erdrücke ich ihn mit meiner Umarmung? Wo wird Gastfreiheit übergriffig? Und wie verhalte ich mich als Gast im Nachbarhaus?

(c) Die katholische Schule

Auch einer katholischen Schule darf man anmerken, dass sie katholisch ist, genauso wie man das den Mitarbeitern und dem Umgang an einer katholisch-theologischen Fakultät, einem bischöflichen Ordinariat, einem Pfarrzentrum, einer Sozialstation, einem Seniorenheim oder Krankenhaus anmerken darf. Die Beteiligtenperspektive darf auch auf institutioneller Ebene erkennbar werden, damit, so „katholisch“ draufsteht, auch „katholisch“ drin ist. Vom Umzugsunternehmen bis zum Großkonzern hat heutzutage ja fast jede Firma ihre „Philosophie“, ihr Leitbild und ihre Corporate Identity. Sie wird transparent und selbstbewusst kommuniziert, auf sie werden die Mitarbeiter verpflichtet.

Katholizität ist nun keine Philosophie, kein theoretisches System oder kein Regelwerk. Eher müsste man von einer Lebensform, einem Lebensraum, einer Sprache, einer Perspektive auf Gott und die Welt sprechen. Diese Perspektive ist einerseits eine ganz persönliche Angelegenheit. Zugleich ist sie, gerade im katholischen Denken, auch etwas, das eine sichtbare, erkennbare, öffentliche und gemeinsame Dimension hat. Religion muss in einer katholischen Schule sichtbar sein dürfen; gelebter Glaube – und nicht nur der christliche – muss befragbar, erlebbar, Gegenstand der gemeinsamen Auseinandersetzung und des gemeinsamen Einübens sein dürfen, nicht nur ein Thema des Religionsunterrichts.

Katholizität einer Schule könnte sich über die explizite Sichtbarkeit von Religion auch in institutionellen Standards niederschlagen, die nicht nur, wenn es rund läuft, sondern in Konflikt- und Problemfällen das Individuum in den Mittelpunkt stellen und seine

Entwicklung als Person fördern: Dass beispielsweise die familiäre Situation einer Lehrkraft nicht nur mit berücksichtigt wird, wenn diese Lehrkraft dem Stundenplaner sympathisch ist, sondern grundsätzlich. Dass die Lebenssituation der Schülerinnen und Schüler wahrgenommen und beachtet wird, die nicht immer in das Schema F passt. Dass sich eine Schule daran messen lässt, ob sie in der Lage ist, den „schwierigen“ Schüler zu integrieren. Eine katholische Schule, der die Problemfälle deshalb ausgehen, weil sie die Schule wechseln, hat ein echtes Glaubwürdigkeitsproblem. Katholisches Profil fängt nicht erst beim Schulgottesdienst oder Patrozinium an.

4. Aber was heißt „katholisch“?

Katholizität hat in religiös unmusikalischen Breiten mittlerweile fast etwas Exotisches. Als „typisch katholisch“ wird das identifiziert, was medial präsent ist und öffentlich diskutiert wird, v.a. insofern es in den anderen christlichen Konfessionen nicht oder in anderer Form gegeben ist: der Papst, der Zölibat der Priester, Ministranten, manche Position in bioethischen und sexualethischen Fragen. Es lohnt sich, solche Engführungen des Katholischen aufzubrechen.

Im Credo heißt es bekanntlich: Ich glaube an den Heiligen Geist, die heilige katholische Kirche, Gemeinschaft der Heiligen usw. Vielen geht dieses Bekenntnis nur schwer über die Lippen. Sie schweigen einen Augenblick oder retten sich murmelnd durch die Zeile. Evangelische Christen bekennen sich hierzulande statt zur „katholischen“ zur „christlichen“ Kirche. Sie tun das, um Missverständnisse zu vermeiden. Ein solches Missverständnis wäre es

nämlich zu meinen, im Glaubensbekenntnis bezeichne „katholisch“ eine Konfession. Das ist nicht der Fall. Wäre eine Konfession gemeint, wäre es nur konsequent, wenn sich Katholiken im Credo zur „römisch-katholischen“, Protestanten zur evangelischen und Orthodoxe zur (russisch- / griechisch- / ...) orthodoxen Kirche bekennen würden. Das tun sie nicht. Ganz offensichtlich ist im Credo etwas anderes gemeint. Gehen wir schrittweise von einem sehr weiten Verständnis von „katholisch“ zu einem engeren, von außen nach innen.

(a) Anthropologisch: Der Mensch und sein Horizont

„Katholisch“ kommt vom griechischen Wort *katholikós*. *Katholikós* ist das Allgemeine, das Umfassende, das Ganze. Das ist mehr als die Summe von Einzelteilen. Katholisch zu sein bedeutet auf dieser weiten anthropologischen Ebene, das Ganze im Blick zu haben. Katholizität ist folglich in erster Linie ein qualitativer und erst abgeleitet ein quantitativer Begriff.

Doch was ist „das Ganze“, wenn es um den Menschen geht? Wann hat man den ganzen Horizont des menschlichen Daseins im Blick? Hans Urs von Balthasar hat vor 40 Jahren das „Katholische“ als Verbindung zweier Bewegungen erläutert.³ Vollständigkeit im menschlichen Bereich müsste menschliche Erfahrung schlechthin umfassen und mit ihr den universalen Horizont, der sich dem menschlichen Geist aller Kulturen und Zeiten eröffnet. Fülle, die dem Menschen entspricht, könnte demzufolge nicht geringer als

³ Vgl. Balthasar, H.U. von: Das Katholische an der Kirche. Eine Meditation, Köln 1972.

das Absolute selbst sein. Katholizität beschreibt in diesem weiten anthropologischen Sinn die Ausrichtung des menschlichen Geistes auf das Ganze der Wirklichkeit, mit der das Bewusstsein der eigenen Begrenztheit einhergeht: sich mit nicht weniger als dem Absoluten zufrieden geben zu können, das eigene Geschick, Welt und Geschichte in ein Sinnganzes einordnen zu wollen. Das klingt abstrakt, lässt sich aber konkretisieren. Letztlich tun wir das ständig: Wenn wir etwas klassifizieren, benennen oder strukturieren, ordnen wir es in ein größeres Ganzes ein. Wenn wir angesichts eines Schicksalsschlags die Warum-Frage stellen, fordern wir Ordnung im System. Wir suchen nach dem Sinn einer Krankheit, eines Verlustes, eines Leids. Es soll ins Ganze passen. Es soll in den Koordinaten unseres Weltbildes verständlich sein. In diesem Sinn sind wir Menschen von Grund auf „katholisch“ codiert.

In religiöser – und für Immanuel Kant auch in philosophischer – Lesart ist dieses Ganze nicht ohne Gott zu denken. Kant nannte Gott eine „regulative Idee“ des menschlichen Bewusstseins: einen Gedanken, ohne den wir nicht auskommen, wenn wir eine sinnvolle Ordnung der Welt denken wollen.

(b) Christologisch: Jesus Christus, Offenbarung Gottes

Diese grundmenschliche Hinordnung, diese Öffnung und Suche nach einem absoluten, umfassenden Horizont kann, muss aber nicht religiös gefärbt sein. Sie ist die eine der beiden Seiten des „Katholischen“ im Sinne von Balthasars. Hinzu kommt eine christologische, durch die diese menschliche Offenheit auf das Ganze eine christliche Farbe bekommt. Das ist die umgekehrte Bewegung Gottes zum Menschen, des Absoluten zum Kontingenten.

Nach christlichem Bekenntnis treffen sich beide Bewegungen, die menschliche Öffnung auf einen absoluten Horizont und die Öffnung dieses Horizonts für den Menschen, in Jesus Christus. In ihm wird das Ganze konkret. Gott offenbart sich in Jesus von Nazareth, also in der Relativität einer menschlichen Lebensgeschichte. Katholisch zu sein meint in diesem immer noch weiten christlichen Verständnis, den einen und einzigen Gott in menschlicher Gestalt zu erkennen und anzunehmen, ihn in Jesus Christus zu bezeugen und dies in das Gedächtnis der Zeiten und Kulturen einzuschreiben.

Diese Form der Ausrichtung auf das Ganze im Konkreten ist nicht allgemein oder abstrakt. Denn hier gilt ein Mensch, Jesus, als Punkt, an dem sich Himmel und Erde tatsächlich berühren. Wenn das der Fall ist, wenn also in Jesu Leben das Ganze der Wirklichkeit, Gott selbst, ansichtig geworden ist, wenn er als Erfüllung menschlicher Sinnsuche offenbar wird, dann geht das auch alle Menschen etwas an. Dann sollte es allen Menschen bekannt werden. Das ist steil und in vieler Hinsicht eine Provokation: Das Ganze, das in Jesus Christus konkret wird, betrifft alle.

Auf dieser christologischen Ebene bedeutet „katholisch“ dasselbe wie „christlich“. „Katholisch“ markiert hier keine *innerchristliche* Differenz (keine Konfession), sondern das, was das Christentum von anderen Religionen unterscheidet: das Bekenntnis zu Jesus, *dem Christus*, in dem Gott sich ein für allemal ausgesagt hat. In diesem Sinne ist jeder, der sich Christ nennt, katholisch.

(c) Soteriologisch: Jesus Christus, Heil der ganzen Welt
Christen bekennen sich mit 1 Tim 2,4 zum universalen Heilswillen Gottes: „Gott will, dass alle Menschen gerettet werden und zur Erkenntnis der Wahrheit gelangen.“ Die Begründung im Folgevers verläuft christologisch: „Denn: Einer ist Gott, Einer auch Mittler zwischen Gott und den Menschen: der Mensch Christus Jesus.“ (1 Tim 2,5)

Gott will alle Menschen zur Vollendung führen und er kennt dazu Wege, die uns unbekannt sind. Darauf hat das II. Vatikanische Konzil nachdrücklich hingewiesen, das die Kirche auf die Anerkennung und Wertschätzung alles Wahren und Heiligen in den anderen Religionen verpflichtet hat (vgl. *Lumen Gentium* 16,1; *Nostra Aetate* 2,2; *Gaudium et Spes* 22,5). Man muss nicht getauft sein, um Erlösung finden zu können. Daran, dass das Ziel menschlicher Heilssehnsucht die „Farbe“ Jesu Christi trägt und dass alles, was wahr und heilig ist, aufgrund des Geistes Jesu Christi wahr und heilig ist, lässt das Konzil zugleich keinen Zweifel.

Gott offenbarte sich nach christlicher Überzeugung deshalb in einem Menschen, weil er den Menschen schlechthin, also alle Menschen, erreichen wollte. Ein Regel- oder Schriftenkodex könnte nur eine bestimmte Kultur erreichen. Aber Jesu Menschsein teilen alle. Deshalb soll seine Verkündigung auch alle Enden der Erde erreichen und prägen. Dazu gibt es Kirche.

Kehrseite des universalen Heilswillen Gottes ist auch nach dem Konzil der universale Verkündigungsauftrag (vgl. Mt 28, 19;

Apg 1,8; 1 Tim 2,1–7): Alle Menschen aller Zeiten sollen die Chance bekommen, dieses Geschenk göttlicher Nähe zu teilen. Nicht, weil Gott die Welt nicht auch anders retten könnte. Auch nicht aus einer diffusen Heilssorge um die Nichtgetauften heraus. Ebenso wenig, um der Kirchenstatistik bessere Zahlen zu verschaffen. Kirche ist Mittel, kein Zweck. Sie soll deshalb allen Menschen Jesu Botschaft verkünden, weil der Mensch frei ist und sich mit dem, was ihn unbedingt angeht, frei identifizieren können soll. Eine Lebensform aber, die man nicht kennt, kann man nicht teilen. Eine unbekannte Verheißung kann die eigene Hoffnung nicht prägen. Religiosität braucht die eigene Erfahrung.

Katholisch bedeutet, dass es ums Ganze geht, um die Begegnung von Gott mit jedem Menschen. Diese Begegnung glauben Christen in Jesus Christus erfüllt. Davon soll alle Welt Kunde erhalten. Zu diesem Zweck soll die Kirche, sollen die Christen katholisch sein, d.h. sich auf die ganze Welt beziehen: Damit jede Frau, jeder Mann und jedes Kind nicht nur theoretisch, sondern praktisch und aus freier Entscheidung daran Anteil nehmen kann.

(d) Ekklesiologisch: Keine Ideologie, keine Sekte, sondern Kirche

Was zeichnet eine Kirche, die in diesem Sinn „katholisch“ ist, aus?
Was macht einen Christen im Sinn des Credo „katholisch“?

Ekklesiologisch, d.h. mit Blick auf die Kirche, hat „katholisch“ eine inhaltliche und eine soziale Seite: Katholisch im ekklesiologischen Sinn ist, wer das *ganze* Evangelium Jesu Christi annimmt und das

christliche Bekenntnis in der Gemeinschaft der Gläubigen lebt. Was gemeint ist, wird deutlich, wenn man nach Gegenbegriffen fragt. Gegenbegriff zur inhaltlichen Dimension der ekklesiologischen Lesart des Katholischen ist die Auswahl (Häresie von griechisch *haïresis*: Auswahl, Partei, Sekte): Man wählt aus dem Ganzen des Glaubens einen Teil aus, anderes lässt man fallen. Oder man betont ein Einzelstück so sehr, dass darunter die Balance des Ganzen leidet. Christlicher Glaube wird also unkatholisch, wo er zur Ideologie wird, wo Einzelelemente der Lehre, Frömmigkeit oder Moral so in den Vordergrund rücken, so dass sich die Prioritäten verschieben und im Ganzen eine Verfälschung des Glaubens entsteht. Das ist die Gefahr religiöser Fundamentalismen und Traditionalismen. Gegenbegriff zur sozialen Dimension des Katholischen ist die Spaltung (griechisch *Schisma*: Spaltung, Riss), also die Trennung von der kirchlichen Gemeinschaft. Häufig sind inhaltliche und soziale Schiefelage miteinander verbunden: Die, die ihr Christsein über eine enge Auswahl verabsolutierter Sätze des Glaubens oder der Moral definieren, halten sich für die (einzig) wahren Christen und erheben sich über die vermeintlich Lauen. Ebenso unkatholisch im Sinne von wählerisch wäre aber auch das, was man Auswahlchristentum oder Patchwork-Religiosität nennt.

Katholizität im ekklesiologischen Sinn stellt also der subjektiven Auswahl das Ganze des Glaubens und der elitären Selbstüberhebung die Vielfalt und Verbundenheit der einzelnen Glieder und Kulturen der Kirche gegenüber. Sie ruft ins Bewusstsein, dass niemand als einzelner glaubt, sondern dass der Christ immer mit dem „Wir“ aller Christen aller Zeiten, in der Kirche früher und heute ver-

bunden ist. Walter Kasper hat einmal schön beschrieben, was Katholizität der Kirche meint:

„Katholische Kirche ist dort, wo kein Auswahlevangelium und keine parteiische Ideologie, sondern der ganze Glaube aller Zeiten und Räume in seiner Fülle ohne Abstriche verkündet wird, wo man Jesus Christus bei allen Völkern und in allen Kulturen für alle Menschen ungeachtet ihres Standes, ihres Geschlechts, ihrer ethnischen Zugehörigkeit und ihrer Kultur bezeugt und der Christusglaube alle Dimensionen des Menschen ganzheitlich zu durchdringen sucht, wo innerhalb der Einheit einer größtmöglichen Vielfalt Raum gegeben wird und wo man im Heiligen Geist hör- und lernbereit ist für das je Größere und je Neue der in Jesus Christus in menschlicher Gestalt erschienenen Fülle. Katholizität ... meint das Gegenteil von bornierter Engstirnigkeit und Abgrenzungsmentalität. Sie ist keine statische, sondern eine dynamische Wirklichkeit.“⁴

(e) Konfessionell: Römisch-katholisch

Katholizität meint im Credo keine Konfession, sondern ein Wesensmerkmal des Christlichen, das man auf ganz unterschiedlichen Ebenen entfalten kann: anthropologisch mit Blick auf den Menschen und seinen Fragehorizont, christologisch und soteriologisch bezogen auf Jesus Christus und seine Bedeutung für die Welt und natürlich auch ekklesiologisch für die Kirche und das Christentum als soziale Größe. Nun gibt es aber kein neutrales Christentum, sondern nur auf konkrete Gemeinschaften bezogene Lebensformen

⁴ Kasper, W.: Katholizität als christologisch und pneumatologisch begründete Einheit in Vielfalt, in: IKaZ 41 (2012) 360-371: 367.

des Christlichen, die sich im Laufe einer Geschichte voller Konflikte herausgebildet haben. Dabei sind verschiedene Typen von Kirchlichkeit entstanden. Die markanteste Differenz ist die, die sich im Westen entwickelt hat: der an der Dynamik der Verkündigung des Wortes orientierte Typ, den man in den protestantischen Kirchen findet, und der sakramental ansetzende Typ, der sich im römisch-katholischen und orthodoxen Bereich zeigt.

Wenn die lateinische/römische Kirche das, was im Credo mit der Jesu Christi verbunden wird – nämlich eine zu sein, heilig, katholisch und apostolisch – mit dem Etikett „römisch“ versieht, signalisiert sie damit ihren Anspruch, katholische Kirche in konkreter römischer Gestalt zu sein. Die Kirche Jesu Christi ist römisch-katholischem Selbstverständnis nach also nicht abstrakt. Sie scheint auch nicht bloß punktuell auf, beispielsweise wenn die Gläubigen sich einander besonders verbunden fühlen oder eine intensive religiöse Erfahrung teilen. Ebenso wenig ist sie reine Zukunftsmusik, etwa die erhoffte Einheit aller Konfessionen oder die ideale Gemeinde. Vielmehr hat sie nach römisch-katholischem Selbstverständnis schon jetzt eine greifbare geschichtliche Gestalt. Die Kirche Jesu Christi, von der im Credo die Rede ist, „subsistiert“, formuliert das Konzil, d.h.: sie existiert, „in der katholischen Kirche, die vom Nachfolger des Petrus und von den Bischöfen in Gemeinschaft mit ihm geleitet wird“ (*Lumen Gentium* 8,2). Das ist die Gemeinschaft der weltweit mit Rom verbundenen Bischöfe. Mit diesen Ortskirchen ist sie mit der Kirche des Credo zwar nicht 1:1 identisch. Aber sie ist mit ihr untrennbar verbunden. Sakramentales Zeichen dieser Kircheneinheit ist in römisch-katho-

lischer, altkatholischer, anglikanischer und orthodoxer Lesart das Bischofsamt. Die universale Weite des Katholischen wird also mit der ärgerlichen Konkretheit einer ganz bestimmten Institution und Gemeinschaft verbunden, die für den Soziologen lediglich eine Konfession neben anderen ist.

Diese Konkretheit ist in der römisch-katholischen Lesart des Christlichen Prinzip. Ihr Vorbild ist Jesus Christus selbst, dessen individuelles Menschleben den einen und einzigen Gott ganz offenbart. Das meinte „katholisch“ auf christologischer Ebene: Menschliche Offenheit für das Ganze und die Bewegung des Ganzen auf den Menschen zu fallen zusammen. Menschliche Geschichte kann zum Zeichen Gottes werden. Ein Mensch, eine Gemeinschaft, ein Symbol, eine Feier, aber auch institutionelle Größen können sakramentale Bedeutung (neudeutsch: Signalwirkung) für Gottes Nähe haben. Die Gemeinschaft der Gläubigen und ihre Vollzüge – v.a. Gottesdienste und die Caritas – können zum Bedeutungsträger Gottes werden. Das zieht sich durch: Die individuelle Biographie, Lebensform und Berufswahl, Worte und Taten der Christen können und sollen Zeichen der göttlichen Barmherzigkeit werden. Sie sollen Signalwirkung haben. Genau dafür steht fachsprachlich der Begriff Sakrament: die Lebenswirklichkeit der Christen soll Strahlkraft entwickeln, d.h. (für andere!) das Evangelium sichtbar, erfahrbar und lebbar machen.

(f) Existenziell: Glaube als Lebensform

Diese Herausforderung des Katholischen, als Christ, als Kirche Signalwirkung zu haben, ist letztlich die Herausforderung, glaubwür-

dig zu agieren, authentisch zu sein, Zeuge zu sein. Es geht darum, tatsächlich, nicht nur nominell oder informell, im jeweiligen Lebensumfeld (als Familie, als Schule, als Gemeinde) Freiräume für andere zu eröffnen, in denen die Begegnung mit Gott möglich wird. Das ist Anspruch und Herausforderung. Denn aus dieser Perspektive darf nicht nur, sondern *muss* sich Kirche, *muss* sich der einzelne Christ, daran messen lassen, ob sie oder er wirklich authentisch sein Christsein lebt, ob er ein glaubwürdiger Zeuge Jesu Christi ist. Dafür ist unsere Zeit und Gesellschaft glücklicherweise besonders sensibel. Hier geht es nicht nur um rechtliche und dogmatische Kriterien, nicht nur um Legalität und Gültigkeit. Darüber hinaus steht Tag um Tag infrage, ob Riten, Lehre und Moral wirklich das Evangelium Jesu erfahrbar machen; ob Umgangsformen und Strukturen in den christlichen Familien, Orden und Gemeinden, in Kindergärten und Krankenhäusern, Schulen und Fakultäten, in Gremien, Akademien und Ordinariaten tatsächlich dem entsprechen, was sie verkünden.

Die Katholizität des Christseins hat also auch eine existenzielle Dimension. Glaube ist kein Sonderwissen oder Hobby, sondern ein Lebensstil. Es geht darum, im Privaten und in der Öffentlichkeit, in Familie und Nachbarschaft Ort, Freizeit und Beruf, am Sonntag und im Alltag kenntlich zu machen, was man vom Evangelium verstanden hat. Mit einem Bild aus der Mathematik ausgedrückt: Katholisch zu glauben bedeutete, Gottvertrauen und Christusbefolgung als Vorzeichen vor die Klammer des ganzen Lebens, nicht nur eines Ausschnitts, zu stellen. Wenn das gelingt, ist die eigene Katholizi-

tät nicht nur Kulturtechnik oder Sonntagsgestaltung oder Abfrage ritueller Dienstleistungen. Dann findet Christentum nicht nur im Gottesdienst, im Religionsunterricht oder beim Tischgebet statt. Als Lebensform könnte der Glaube vielmehr zum Charakterzug des eigenen Lebens werden, aus der heraus sich Freude und Leid, Trauer und Hoffnung, Sorgen und Nöte im Horizont Gottes und seiner Möglichkeiten wahrgenommen werden. Die ganze Welt, das Ganze des Menschseins, das Ganze des eigenen Lebens im Licht Jesu Christi wahrnehmen. Das ist katholisch.

5. Profil zeigen, ohne Profilneurosen zu entwickeln

Das Schöne am Katholischsein ist, dass es ohne Abgrenzung geht. Man muss nicht gegen etwas sein, um Identität zu haben. Trotzdem ist der Anspruch an ein katholisches Profil hoch:

- a) Denn es geht ums Ganze: um Gott und die Welt; um den ganzen Menschen; um das, was ihn im Kern ausmacht; um das, was ihn letztlich erfüllt. Unkatholisch wäre es, sich mit weniger als dem Ganzen, mit weniger als Gott, zufrieden zu geben.
- b) Auch beim zentralen Bekenntnis geht es ums Ganze; das trägt keine Abstriche. Darin sind alle Christen katholisch: Sie bekennen Jesus Christus als ihren Herrn, als Weg, Wahrheit und Leben aller Zeiten und die Gemeinschaft mit ihm als Erfüllung des Menschseins.
- c) Unkatholisch wäre es, Jesus einen guten Mann sein zu lassen, in ihm nur das religiöse Vorbild oder einen Religionsstifter zu sehen.

- d) Zum Katholischen des Christseins gehört es (konfessionsübergreifend), in Gemeinschaft zu glauben. Die „Catholica“, die Kirche Jesu, die im Credo bekannt wird, ist eine Gemeinschaft, welche die normalen menschlichen Grenzen sprengt: Die Grenzen zwischen Nationen und Sprachen, Altersstufen und Geschlecht, Bildungsgrad und Beruf, Epochen und Kulturen. Unkatholisch wird Kirche, werden Christen da, wo sie sich als Gemeinde gegen ihre Umgebung oder als Nation gegen den Rest der Welt abschließen, aber auch, wo sie sich um eines möglichst zeitgemäßen Glaubens lossagen von den Früheren und ihren Überlieferungen.
- e) Erst jetzt bekommt katholisch eine konfessionelle Seite: Typisch katholisch im Sinne von typisch römisch-katholisch ist ein „sakramentaler“ Denkstil, der auf die Symbolkraft des Konkreten setzt, an der Sichtbarkeit und Öffentlichkeit des Glaubens und der kirchlichen Gemeinschaft festhält. Römisch-katholisch ist dabei weder übermäßige Einheitlichkeit noch eine besondere Hierarchiehörigkeit, aber die Akzentsetzung im Symbolischen und – recht verstanden – Institutionellen. Auch das aber braucht nicht die Abgrenzung, um profiliert zu sein.

Last, not least, lässt sich Katholizität auf individueller, existenzieller Ebene beschreiben. Wenn es im Katholischen immer ums Ganze geht, dann auch um das Ganze des eigenen Lebens. Dann ist Äußerlichkeit zu wenig. Der bloße Ritus macht noch keinen Christen. Dann ist auch Oberflächlichkeit oder diffuse Sentimentalität zu wenig. Der ganze Mensch mit Herz und Verstand ist gefragt, ein

Leben im Licht des Evangeliums zu deuten und zu leben. Selbstbewusstes und selbstverständliches Christsein ist nur aus der Beteiligtenperspektive lebbar, nicht aus der Distanz. Es überzeugt auch nur aus der Beteiligtenperspektive. Es braucht den Zeugen, den authentischen Profi. Nicht nur in der Schule.